



Titel

Nr.



Handwritten letter 'A'.

LITERATUR

2.6.78

MANNHEIMER MORGEN · Seite 49

Egoismus als Stütze der Gesellschaft

Erich Fromm: „Haben oder Sein“. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 212 Seiten, 23 Mark.

Zunächst: Fast ein Märchen für Erwachsene. Da leben Menschen ohne Neid, Egoismus und Habgier, geben lieber als zu nehmen. Paradiesische Zustände also. Erich Fromms Entwurf einer humanen Gesellschaft ist verlockend, vielleicht zu schön, um wahr zu werden. Der Psychoanalytiker, einst gemeinsam mit Herbert Marcuse, Theodor W. Adorno und Walter Benjamin zum Gelehrten-Kreis von Max Horkheimers „Frankfurter Schule“ gehörend, setzt solch vielversprechender Zukunftsvision scharf beobachtete und analysierte soziale Fakten voraus. Nach seiner Einsicht sind wir eine Gesellschaft notorisch unglücklicher Menschen, einsam, von Ängsten gequält, abhängig. Wir bewerten unsere Zeitgenossen allein nach dem, was sie haben (dabei spielt es keine Rolle, ob Titel oder Geld) und erfahren uns selbst als hilflose, manipulierbare Objekte von Massenmedien, Politik und Werbung.

Unsere Existenz ruht auf den drei Säulen Privateigentum, Profit und Macht. Nach Fromm sind Erwerben, Besitzen und Gewinnmachen die geheiligten und unveräußerlichen Rechte des Individuums in der Industriegesellschaft. Der Egoismus, ohne den kein wirtschaftliches System in Ost oder West funktionieren würde, ist dabei nicht ein Aspekt des Verhaltens einzelner.

Gefragt werde nicht mehr — so Fromm — „Was ist gut für den Menschen?“, sondern „Was ist gut für das Wachstum des Systems?“. Den Konflikt zwischen diesen beiden Positionen versuchten Politiker und Wirtschaftsexperten mit der These zu verschleiern, daß alles, was dem Wachstum des Systems (oder eines Konzerns) diene, auch das Wohl der Menschen fördere. Solche Konstruktion sicherten sie ab mit der Behauptung, Egoismus, Selbstsucht und Habgier, also jene menschlichen Qualitäten, die das System benötigt, seien angebornen. Somit sind sie nicht ein Produkt gesellschaftlicher Bedingungen, sondern der menschlichen Natur anzulasten.

Fromm nennt dagegen als Motiv solcher Habenorientierung ein krankhaftes Streben nach Sicherheit. Zahlreiche Menschen suchen die Geborgenheit nicht in sich selbst, sie übertragen dieses Bedürfnis vielmehr auf irgendwelche Gegenstände. So verschaffen sie sich die unbewußte Illusion, unsterblich zu sein. Ungeheuer groß ist dabei die Gefahr, im Eigentum ganz aufzugehen. Denn meine Person, mein Ich besteht dann genau genommen nur noch aus einem Titel oder Eigentum, und letztlich leite ich meine Daseinsberechtigung, meine Identität von dem ab, was ich besitze.

Wie aber läßt sich nun eine offenkundig so festgefahrene Situation verändern? Fromm, der sich mit Albert Schweitzer, Ernst Bloch und Erhard Eppler zu den radikalen Humanisten zählt, verabscheut Gewalt. Also appelliert er an den einzelnen, seine Bedürfnisse und Wünsche neu zu überdenken, sie von den ichfremden, von außen kommenden Beimengungen zu säubern. Gleichzeitig fordert er einen fundamentalen Wandel der menschlichen Grundwerte, eine neue Ethik, die nicht den Besitz, sondern das Leben des Individuums in seinen kreativen und selbstverwirklichenden Formen bejaht. Nur wenn wir den krankhaften Egoismus überwinden, bewältigen wir das Dilemma Habsucht mit all seinen Gefährdungen für Umwelt und menschliche Psyche. Die Menschen können erst dann ihre eigenen Fähigkeiten entfalten, wenn sie die Krücken des Eigentums weggeworfen haben.

Kein Zweifel, daß sich Fromm mit diesem Buch am Rande dessen bewegt, was clevere Zeitgenossen als „Sozialutopie“ bezeichnen. Jenes denkende Überholen der eigenen Zeit gilt ihnen als suspekt und die Annahme, der Mensch könne besser sein als sein Ruf, entlockt ihnen allenfalls ein müdes Lächeln. Bedrückend daran ist, daß sie sich damit selbst als Spezies Mensch disqualifizieren. Solch geistiger Standort, der ängstliches Festhalten am Vertrauten signalisiert, wird jegliches Hoffen, also das, was noch nicht real geworden ist, als unangenehmen Störfaktor verstehen und bekämpfen. Wer sich mit dem befaßt, was wird, was noch nicht ist, wer den Prozeß der Stagnation vorzieht und glaubt, daß die Welt erst dann friedfertig sein kann, wenn die autonomen Wünsche und Bedürfnisse der Menschen sich politisch und wirtschaftlich verwirklichen, muß mit Etikettierungen von „extrem links“ bis „narrenfreier Literat“ rechnen.

Oft genug ist jene Schelte garniert mit Angst vor der Zukunft überhaupt. Die Kritiker des Utopischen übersehen dabei, daß allein noch nicht wahr Gewordenes uns mit Unruhe zu erfüllen vermag, es allein verursacht Streben nach Vollkommenheit, deren Maß am gegenwärtig Unvollkommenen abzulesen wäre. Ohne Zukunft kein Leben, ohne Hoffen auf bessere Zeiten kein voranschreitendes Denken, keine Bewegung, aber ohne Bewegung wäre diese Welt, nach einem Wort Ernst Blochs, nichts anderes als ein monolithischer Klotz.

Alfred Huber